

Figuren des Übergangs

Ich-Projektionen in der Bewerbungsmappe

In der Mappe erfinden wir eine Figur. Sie ist der Gegenstand unserer Bewunderung, und wir sind ihr dürftiger Doppelgänger.

Text – ANDI SCHOON



Foto – RACHEL DE JOODE

Mehr denn je sind Kunstschaffende aller Sparten dieser Tage damit befasst, Bilder ihrer selbst zu entwickeln, sprichwörtliche »images«. Ich möchte sie hier nicht als emphatische Künstlerindividuen betrachten, sondern als Vertreter der »creative class« (Richard Florida). Die kreative Klasse bewegt sich in einem kompetitiven Umfeld. Mit jedem Jahrgang bringen die Hochschulen mehr Absolventen auf den Markt, als dieser verträgt: Gut qualifizierte Künstler, Designer, Musiker und Schauspieler konkurrieren mit zahlreichen Autodidakten um stets zu knappe Gelder aus öffentlicher Hand und Privatwirtschaft. Die meisten Anwärter sind sich dieser anspruchsvollen Lage bewusst und arbeiten schon in jungen Jahren zielstrebig auf einen bestimmten Punkt hin, sei es die Vertretung durch eine namhafte Galerie oder der Posten in einem Theaterensemble, einem Orchester, einer Agentur. Weil aber die Zahl langfristiger Anstellungen im Kulturbereich stetig abnimmt, gilt es, sich auf eine dauerhafte Arbeit im freischaffenden Bereich und eine fortwährende Bewerbungssituation einzustellen. Die permanente Selbstdarstellung gehört mit zum gewählten Berufsbild.

Der erste Ort dieser Selbstdarstellung ist die Bewerbungsmappe, die je nach Kunstsparte in unterschiedlicher Form auftritt: als klassisches Portfolio im Ledereinband, als bescheidener Pappschuber oder auch als persönliche Website. In der fortwährenden Konkurrenz um einen Platz in der kreativen Klasse ist die Mappe eine Kapitalform, eine Währung und ein Spieleinsatz. Was aber geht in der Mappe vor sich?

Die Mappe ist der Ort eines Figurenentwurfs. Sie stellt die absichtsvolle Verdichtung eigener Möglichkeiten dar. Sie überspitzt und pointiert das, was wir bisher geleistet haben. Sie wählt und lässt aus. Sie erzählt in der Regel ein bruchloses Kontinuum logisch aufeinander folgender Ereignisse. Sie entwirft einen in sich geschlossenen Horizont. Sie erzeugt Unverwechselbarkeit. Die in der Mappe beschriebene Figur gibt es nicht, denn sie ist über weite Strecken eine Behauptung. Doch das professionelle Leben soll sie zu einem Menschen aus Fleisch und Blut erwecken. Zugleich entspringt die in der Mappe entworfene Figur nicht ausschließlich der eigenen Wunschproduktion, da sie wesentlich auf eine Bewerbungssituation hin ausgerichtet ist. Die Figur ist ein Vorbild und eine Ware.

Bewerbung findet in der kreativen Klasse nicht ausschließlich in explizit dafür vorgesehenen Situationen, sondern vornehmlich in der alltäglichen Kommunikation statt. Ebenso wichtig wie das offizielle Vorstellungsgespräch ist der informelle Austausch im Rahmen gesellschaftlicher Anlässe wie Vernissagen und Vortragspausen. Die Mappe bleibt in solchen Momenten unsichtbar, doch sie ist immer mit dabei, als zwanglos eingebrachte Erzählung des eigenen Lebens. Jedes Tresengespräch kann schlagartig zu mehr oder weniger subtiler Reklame in eigener Sache ausarten, wenn die vage Möglichkeit einer wie auch immer gearteten Zusammenarbeit der beteiligten Personen aufscheint. Der

Kostümbildner umschwirrt den Regisseur, der freie Autor den Verlagsleiter oder zumindest dessen Assistenten. Man findet sich abseits der Büros und ihrer Öffnungszeiten.

Der Grund für die Ausweitung der Bewerbungszone ist in einem Wandel der Arbeitsformen zu finden, den der Philosoph Gilles Deleuze beschrieben hat. Er konstatiert über das 20. Jahrhundert einen schleichenden Übergang von der Disziplinar- in die Kontrollgesellschaft, mithin von der industriellen Warenproduktion zum immateriellen Dienstleistungsgewerbe. Letzteres ist auch das Metier der kreativen Klasse. Es hat einen Berufsalltag mit freiheitlichem Antlitz hervorgebracht: Während die Arbeit in der fordistischen Fabrik durch äußere Repression überwacht wurde, durch Stechuhr und ermahnende Vorarbeiter, beruht die postfordistische Arbeit auf Selbstkontrolle. Vermeintlich flachere Hierarchien bringen das kreative Individuum dazu, Höchstleistungen in Eigenverantwortung abzuliefern. Die Arbeit wirkt dabei weniger beschwerlich als die in der Warenproduktion. Kulturarbeiter brauchen Denkpausen, sie sitzen mit Laptops

Der Grund für die Ausweitung der Bewerbungszone ist in einem Wandel der Arbeitsformen zu finden

an öffentlichen Orten, sie besprechen sich und trinken Kaffee miteinander. Was sie im Gegenzug nicht kennen, ist der Feierabend. Keine Werkssirene ruft die kreative Klasse zur Zerstreuung abseits des Tagewerks. Stattdessen schreibt sie weiter Mails, empfängt Anrufe und notiert sich ihre Ideen. Schließlich führt ihr Weg an Kulturorte, wo sie die Nacht damit verbringt, sich und ihre idealisierten Figurentwürfe zu Markte zu tragen. Das optimierte Ich überschattet das unmittelbare Erleben und Tun, den Ausdruck und die Begegnung. Die Freizeit wird zum Schlachtfeld.

Die kreative Klasse ist privilegiert. Ihre Vertreter entstammen zum Großteil der bürgerlichen Mittelschicht, sie verfügen über eine hohe Bildung, sie sind flexibel und anpassungsfähig. Ihre Privilegien zeigen sich nicht immer konkret materiell, aber doch in Form symbolischen Kapitals, etwa der Wahlmöglichkeit in Fragen des eigenen Lebenswegs. Kaum ein Mitglied der kreativen Klasse ergreift seinen Beruf aus moralischer Verpflichtung gegenüber dem Elternhaus oder aus finanziellen Erwägungen heraus. Was dieser sozialen Gruppe droht, ist nicht der Hungertod, sondern das Scheitern des Selbstbilds. Was dann bleibt, ist ein anders gestaltetes Ich. Die erzählte Biografie lässt sich unter Einbezug aktueller Entwicklungen nachjustieren. Sowieso wird die Mappe je nach Bewerbungsziel umgearbeitet. Die gleiche Person bewirbt

sich an einem Staatstheater anders als bei einem freien Regisseur, in einer kleinen Galerie anders als bei der alteingesessenen Stiftung. Notwendig ergibt sich dabei eine Kluft zwischen Wesen und Erscheinung, mit der Gefahr, dass das Individuum im Schatten der Figur verschwindet. Vor allem aber steckt hinter der Annahme der Formbarkeit der eigenen Biografie ein Begriff von souveräner Autorschaft, der auf das 18. Jahrhundert zurückgeht.

Die besondere Schwierigkeit der heutigen Situation liegt darin, dass diese Traditionslinie unterbrochen zu sein scheint. Die postmoderne Philosophie geht seit den 1960er Jahren davon aus, dass die großen Erzählungen, auf deren Grundlage sich das Individuum als geschlossen begreifen kann, zu einem Ende gekommen sind. Neben der Allmacht der Vernunft haben auch andere Angebote, die Welt aus einer einzelnen Ursache heraus zu begründen, ihre Glaubwürdigkeit für viele Menschen verloren, seien es Religionen, politische Systeme oder die Klassenzugehörigkeit. Diese Annahme ist nach wie vor einleuchtend, weil sie unserer alltäglichen Erfahrung entspricht: Wir nehmen die Welt als zersplittert wahr, als ein Überangebot ohne roten Faden. Wo aber die übergeordnete Narration fehlt, ist auch die Authentizität der Einzelbiografie gefährdet. Sie ist zwangsläufig in sich zerrissen.

Den Markt kümmert das nicht. Er verlangt weiter nach Originalität, nach schlüssiger Dramaturgie, logischer Wendung und dem fest ins Auge gefassten Ziel. In der Mappe bekommen Geldgeber aller Couleur genau solche Geschichten erzählt. Geschichten, die nur fingiert sein können.

Die zeitgenössische Diskurslandschaft geht mehrheitlich davon aus, dass sich die Diagnosen der postmodernen Philosophie längst überlebt hätten und einer grundlegenden Aktualisierung bedürften. Auch wenn ich entschieden glaube, dass Deleuzes Analysen unsere Realität erst in den letzten Jahren mit voller Kraft erreicht haben, ist die laufende Diskussion um eine »Autorschaft nach dem Ende des Autors« notwendig und nachvollziehbar. Der Kunstwissenschaftler Hans Rudolf Reust hat unlängst die Wendung vom »sujet imaginaire« eingebracht. Was er vornehmlich als Bezeichnung für Kunstschaffende jenseits überlieferter Sparten definitionen vorschlägt, scheint mir als Ausgangspunkt für sämtliche Vertreter der kreativen Klasse verfolgenswert zu sein: Das sujet imaginaire begreift sich als eine momentane Setzung. Als eine Figur, die sich nicht festschreiben lässt, unberechenbar bleibt und als einzige über ihre Geheimnisse, ihre Untiefen, über Unausgesprochenes und Erfundenes Bescheid weiß. Als eine Figur, die sich mit vollem Bewusstsein ständig neu erfindet, sich dabei souverän über das eigene Werk erhebt und künstlichen Lebenshauch in die post-authentischen Varianten ihrer selbst verteilt. ●